

Technische Optimierung des Menschen oder Streben nach wachsender Integrität? Von der Suche nach einem gelingenden Leben (Regine Kather)

Seit der Renaissance hat sich die Vorstellung, dass die Verwirklichung von Humanität an den technischen Fortschritt gebunden ist, immer mehr durchgesetzt. Lange Zeit blieb sie jedoch auf die Herstellung technischer Hilfsmittel beschränkt; erst seit einigen Jahrzehnten wird sie durch den Fortschritt in den Biowissenschaften auf Pflanzen und Tiere angewandt und seit einigen Jahren auch auf den Menschen selbst. Inzwischen erstreckt sich die Überzeugung, dass letztlich alle wesentlichen Probleme technisch lösbar sind, auf nahezu alle Lebensbereiche, auf die Verhinderung des Klimawandels ebenso wie auf die Beseitigung körperlicher Behinderungen und die gezielte Verbesserung mentaler Eigenschaften. Ist also ein glückliches und erfülltes Leben nur eine Frage des technischen Fortschritts? Sollte es also das Ziel der Forschung sein, Grenzerfahrungen wie Leid, Schuld und Tod, möglichst vollständig auszuschalten? Oder bedarf es einer anderen inneren Einstellung, so dass sie zu einem Gewinn an Lebensintensität werden und die ethisch-geistige Entwicklung unterstützen? Nicht nur Philosophen wie Karl Jaspers, der Arzt Viktor von Weizsäcker oder Psychologen wie William James, sondern auch moderne Erkenntnisse zeigen, dass im Durchgang durch Grenzerfahrungen die psychische Integration zunehmen und das Leben plötzlich einen neuen ethischen Mittelpunkt gewinnen kann. Zu ihm gehören nicht nur zwischenmenschliche Beziehungen und die Schönheit der Natur, sondern auch die Offenheit zur Transzendenz, die seit jeher als unverfügbar galt. Im Vortrag werden die Grenzen des Strebens nach technischer Optimierung ausgelotet, indem sie mit einer anderen Form menschlicher Erfahrung und deren Bedeutung konfrontiert werden.

I Das Programm zur technischen Optimierung des Menschen: Genetik, Neuroenhancement und Transhumanismus

Seit der Renaissance hat sich die Vorstellung, dass die Verwirklichung von Humanität an den technischen Fortschritt gebunden ist, immer mehr durchgesetzt. Lange Zeit blieb sie jedoch auf die Herstellung technischer Hilfsmittel beschränkt; erst seit wenigen Jahrzehnten wird sie durch den Fortschritt der Biowissenschaften auf Pflanzen und Tiere und seit wenigen Jahren auch auf den Menschen angewandt. Die Überzeugung, dass sich alle wesentlichen Probleme technisch lösen lassen, bestimmt inzwischen nahezu alle Lebensbereiche und erstreckt sich auf die Verhinderung des Klimawandels ebenso wie auf die Beseitigung von Krankheiten und Behinderungen. Sogar Alter und Tod sollen durch genetische Manipulationen und die Steigerung der Leistungsfähigkeit überwunden werden. Programmatisch formulieren die Protagonisten dieses Forschungsbereichs, dass ein ‚neuer Mensch‘ kreiert werden solle, der den bisherigen Grenzen körperlicher und geistiger Leistungsfähigkeit nicht mehr unterworfen sei, der sich immer mehr von den natürlichen Bedingungen befreie. Der Mensch soll sich immer besser in eine technisch erzeugte Umwelt einfügen. Fehler und Probleme, die dabei auftreten, werden dem Menschen zur Last gelegt, der die Technik (noch) nicht richtig bedient, sich noch nicht genügend auf sie eingestellt hat. Der technische Fortschritt selbst gilt als ‚alternativlos‘ in dem Bemühen, das menschliche Leben von Zufällen zu befreien und so zu einer immer größeren Selbstbestimmung zu gelangen. Dennoch ist diese Bewertung der Technik keineswegs voraussetzungslos. Um sie zu beurteilen, muss man sich das Menschen- und Naturverständnis vergegenwärtigen, das zugrunde gelegt wird und das Ziel, dem das ganze Unterfangen dient. Schließlich gilt es zu fragen, ob nicht andere Formen der Erfahrung notwendig sind, damit Menschen ihr Leben als glücklich und sinnerfüllt erleben. Betrachten wir daher die drei Projekte, die auf eine technische Verbesserung des Menschen zielen, etwas genauer:

1. Die Perfektionierung des menschlichen Genpools

Als Gentechnik bezeichnet man die Methoden der Biotechnologie, die durch gezielte Eingriffe in das Erbgut (Genom) die biochemischen Steuerungsvorgänge von Lebewesen verändern. Bei Pflanzen und Tieren werden bereits neue Eigenschaften gezüchtet; bei Menschen wird der therapeutische Einsatz der Gentechnik, der auf die Heilung von Defekten zielt, von der Züchtung neuer Eigenschaften unterschieden. In beiden Fällen, so das Argument der Befürworter, zielt die Gentechnik auf die Steigerung der Lebensqualität, auf die Linderung von Leid und die Erhöhung des Wohlbefindens. Doch das Forschungsprogramm selbst reicht weit über therapeutische und überlebensdienliche Mittel hinaus: Die Rolle des Zufalls, der bei der Verschmelzung von Samen- und Eizelle das Erbgut des sich entwickelnden Individuum bestimmt, soll so weit wie möglich ausgeschaltet werden. Schon heute können genetische Mängel des Embryos durch Präimplantations-Diagnostik aufgespürt werden; sollte ein Gentherapie unmöglich sein, werden die Embryonen abgetrieben und dadurch daran gehindert, dass ihr Genpool weiter vererbt wird. Dadurch, so die Hoffnung, lassen sich Erbkrankheiten und Missbildungen in Zukunft immer mehr ausschalten.

Durch den Ausschluss schwerer Erbkrankheiten wird die Richtung der Evolution beeinflusst. In Ländern wie China, Indien und sogar Großbritannien wird bereits von der Möglichkeit, das Geschlecht eines Kindes zu bestimmen, Gebrauch gemacht. Sie führt zu einer Verzerrung des Geschlechterverhältnisses und dadurch zu einer Veränderung der sozialen Verhältnisse. Aufgrund der Vorstellung westlich-liberaler Gesellschaften, dass jeder sein eigenes Leben entwerfen könne, soll für viele Eltern ein ‚Wunschkind‘ die Eigenschaften haben, die sie selbst für vorteilhaft halten. Schon heute versuchen Menschen, Samen- und Eizellspender gezielt auszuwählen und nach einer In-Vitro-Fertilisation unerwünschte Embryonen zu vernichten; eine andere Möglichkeit, die noch nicht funktioniert hat, die jedoch keineswegs in allen Ländern verboten ist, besteht darin, ein verstorbenes Kind zu klonen. Ein dritter, technisch ebenfalls noch nicht realisierbarer Weg, besteht darin, gezielt Embryonen mit bestimmten Eigenschaften zu züchten. Umfragen in den USA zeigen, dass sich eine große Anzahl von Eltern für ein Designerbaby entscheiden würde. Unterstützt wird ihr Anliegen durch Vertreter von Ökonomie, Politik und Wissenschaft, die die Steigerung von Eigenschaften, die sozial nützlich sind, als wertvoll erachtet. Auf diese Weise würde der therapeutische Impuls der Gentechnik, der in der Tat dazu dienen könnte, schwerstes individuelles Leid zu lindern, in eine Optimierung von Menschen, die sich ihrerseits wieder fortpflanzen, überführt. Dadurch würden sich die Formen der Familienplanung grundlegend ändern: IVF, PID, Pränataldiagnostik und Keimbahntherapie würden zur Regel. Für eine zumindest moderate Form der Eugenik, die nur Erbkrankheiten zu eliminieren versucht, spricht, so lautet das Argument der Befürworter, dass der Mensch durch die medizinisch-technischen Möglichkeiten der letzten Jahrzehnte den Mechanismus der Evolution selbst außer Kraft gesetzt hat: Da heute auch zahlreiche kranke und schwache Individuen überleben und sich fortpflanzen, wird der gesamte Genpool der Menschheit geschwächt. Im Sinne der Eugenik, die schon in den 1920ern vor dem Hintergrund der Evolutionstheorie populär war, plädieren etliche Genetiker dafür, die Verbreitung von Genen, die für Krankheiten und Defizite verantwortlich sind, zu verhindern und eine Optimierung des Genpools zu fördern. Wie alle anderen Lebewesen solle auch der Mensch seine Fähigkeiten einsetzen, um das Überleben zu optimieren. Die Evolution habe dem Menschen zwar viele physische und psychische Schwächen aufgebürdet, aber gleichzeitig habe sie ihm auch ein Organ - das Gehirn - gegeben, um die ‚Pfuscherei der Evolution‘ sowohl an sich selbst wie an der Umwelt zu beheben. Von diversen Kräutermixturen im Mittelalter über einfache Medikamente bis hin zur hochmodernen Medizin habe der Mensch schon immer versucht, die Schwächen seines Körpers einzudämmen. Die Gentechnik sei nur das neueste und fortschrittlichste Instrument im Kampf gegen Krankheit, Alter, Tod und emotionale Labilität.

Viele Gentechniker träumen von einer Welt ohne soziale Konflikte, ohne Hunger, Leid und Krankheiten, ja sogar ohne den Tod. ‚Unsterblichkeit‘ so lautet die am weitesten reichende Vision, werde durch genetische Eingriffe in die Keimbahn des Menschen irgendwann

realisierbar sein. Inzwischen hat man nicht nur die Bausteine der menschlichen Erbsubstanz weitgehend kartiert, sondern auch einige Gene für monokausal zu erklärende Erbkrankheiten entdeckt. Allerdings deuten inzwischen viele Studien darauf hin, dass nur sehr selten eine einzige Gensequenz für Krankheiten verantwortlich ist. Meistens wirkt eine Vielzahl von Genen zusammen, und selbst diese Genkombinationen sind nicht eindeutig. Beispielsweise hat die Mehrheit einer bestimmten Patientengruppe eine bestimmte Genkombination, andere mit demselben Leiden nicht.

Außerdem glaubt man auch Gene gefunden zu haben, die für das Verhalten - z. B. für Alkoholismus und Aggressivität - verantwortlich sind. Voraussetzung der Überzeugung, dass genetische Eingriffe physische und soziale Probleme lösen könnten, ist ein genetischer Reduktionismus, die Überzeugung, dass sich menschliche Eigenschaften mit der Methode der Naturwissenschaften erklären lassen. Diese Auffassung wird jedoch inzwischen durch die Epigenetik untergraben: Der Mensch ist keineswegs nur das Produkt seiner Gene. Die meisten körperlichen und seelischen Erkrankungen werden durch vielfältige Einflüsse – durch Umwelt, Sozialisation und Gesellschaft, mithin durch den Lebensstil insgesamt - ausgelöst. Die einzelnen Faktoren addieren sich nicht einfach, sondern überlagern sich, sie verstärken sich oder schwächen sich gegenseitig ab. Der Mensch ist mehr als die Summe seiner Gene. Er ist eine Einheit in der Vielfalt körperlicher und seelischer Funktionen, die erst in ihrem Zusammenwirken sein Verhältnis zu sich und zur Welt bestimmen. Die Gene sind nur ein Faktor, der über körperliche und seelische Eigenschaften und Anfälligkeiten mitentscheidet. Sie lassen sich nicht mit einem Programm vergleichen, das unabhängig von der Interaktion mit anderen Faktoren arbeitet. Der Lebensstil bestimmt maßgeblich die Art und Weise, in der Gene aktiviert werden. Zumindest einige dieser Aktivierungsmuster sind offensichtlich sogar erblich, so dass die einsinnige Erklärung des Phänotyps durch den Genotyp hinfällig wird. Außerdem lässt sich die Nützlichkeit eines Gens nicht unabhängig von der Beziehung eines Organismus zu einer konkreten Umwelt bestimmen. Und schließlich verliert eine Art, bei der sehr spezielle Eigenschaften gefördert wurden, ihre Flexibilität gegenüber Veränderungen in der Umwelt. In Amerika wurde beispielsweise Mais auf maximale Ausbeute hin optimiert. Man hatte nur ein einziges genetisches Material für die Herstellung des größten Teils der angebauten Maishybriden verwendet. Doch im Jahr 1970 geschah es, dass ein bis dahin völlig unbedeutender Krankheitserreger durch eine spezielle Wetterlage begünstigt den Mais befiel. Aufgrund eines einheitlichen Gencodes war der Mais dem Krankheitserreger hoffnungslos ausgeliefert, so dass ein Großteil der Maisernte des Jahres zerstört wurde. Auch Hochleistungsrinder, -bienen oder -hühner sind unter komplexen Umweltbedingungen nicht mehr lebensfähig.

Auch Menschen sind, mit Scheler gesprochen, eine Einheit in der Vielfalt ihrer Ausdrucksformen, mit Viktor von Weizsäcker gesprochen, eine Gestaltganzheit. Wird eine Eigenschaft überproportional gesteigert, wird das Zusammenspiel der Ausdrucksformen gestört. Ab einem bestimmten Punkt geht die Integration und damit die Fähigkeit, sich in wechselnden Kontexten zu bewegen, verloren. Bei Kindern, die eine mathematische oder musikalische Hochbegabung haben, bemüht sich deshalb die Pädagogik darum, andere Ausdrucksformen zu stärken, damit eine stabile Persönlichkeit entstehen kann. Kinder, die schon mit 9 Jahren Vorlesungen an der Universität verfolgen können, sind psychisch noch nicht in der Lage, am sozialen Leben Erwachsener teilzunehmen. Sie gehören weder zu Gleichaltrigen noch zu den Mitstudenten, so dass sie ohne Ausgleich vom sozialen Leben ausgeschlossen bleiben.

Wie bei Pflanzen und Tieren stellt sich auch in Hinblick auf menschliche Eigenschaften die Frage, nach welchen Kriterien sie als wünschenswert gelten. Aufgrund welcher Werte und Ziele erachtet eine Gesellschaft sie für förderungswürdig? Sollte ein Gremium aus Juristen, Medizinern, Politikern, Ökonomen und Ethikern entscheiden, welche Selektionskriterien angewendet werden sollten? Wie wirkt es sich auf das Wertgefüge einer Gesellschaft aus, wenn diese Leben – und zwar menschliches wie nicht-menschliches – als planbar ansieht? Ist diese Einstellung verträglich mit der Überzeugung, dass jedes Lebewesen, insbesondere jedes menschliche, einen Eigenwert hat, der unverfügbar und technisch nicht herstellbar ist? Genau auf diesem Gedanken beruhte bisher die

Überzeugung, dass Menschen eine Würde haben, dass sie also nie nur Mittel, sondern immer auch als Zweck in sich behandelt werden sollten, dass man ihnen und anderen Kreaturen mit Achtung und Ehrfurcht begegnen und das Leben als Gabe empfinden sollte, weil man sich nicht selbst ins Dasein gebracht hat.

2. Neuroenhancement – die Verbesserung psychischer und mentaler Eigenschaften

Unter Neuroenhancement versteht man die Technologien, die gezielt kognitive und emotionale Fähigkeiten verbessern. Es handelt sich um pharmakologische Mittel und Implantate, die Konzentrationsfähigkeit, Wachheit und Gedächtnisleistungen erhöhen.

Während das Mildern oder Heilen von Gesundheitsstörungen der Achtung vor der Leiblichkeit des Menschen geschuldet ist, dient die Steigerung der Fähigkeiten gesellschaftlich definierter Ziele. Für Vertreter von Enhancementstechnologien können auch bei gesunden Menschen Verbesserungen ihrer Leistungsfähigkeit wünschenswert sein. Zum einen, so das Argument, sei die Unterscheidung zwischen Therapie und Enhancement ohnehin unscharf. Auch Menschen mit durchschnittlicher Leistungsfähigkeit könnten sich eingeschränkt und benachteiligt fühlen und das Bedürfnis haben, ihr Wohlbefinden zu steigern. Zum anderen sei jedes Erziehungssystem eine Art von Technologie, die darauf ziele, kognitive und soziale Fähigkeiten zu steigern; auch diese Lernprozesse würden neuronale Veränderungen im Gehirn hervorrufen.

Die Auswahl der Kriterien, welche Eigenschaften verbessert werden sollten, ist freilich von kulturellen und sozialen Zielen abhängig. Sie entspringen nicht einer Behinderung, sondern dem Wunsch, sozialen und ökonomischen Ansprüchen besser gerecht zu werden, Vorteile in Hinblick auf Status, Geld, Macht oder auch nur Wohlbefinden zu haben. Weit verbreitet sind inzwischen Schönheitsoperationen und leistungssteigernde Mittel. Studien belegen, dass an US-amerikanischen Universitäten bereits etwa 25 % der Studenten mit neuronal aktiven Substanzen ihre Schlafdauer senken und die Arbeitskraft erhöhen. In Deutschland erhält eine steigende Zahl von Kindern Ritalin, um Aufmerksamkeitsdefizite in der Schule zu korrigieren. Eine große Zahl von Studenten an privaten Wirtschaftshochschulen, von Klinikärzten und Managern nimmt leistungssteigernde Mittel, um den gegen die biologischen Rhythmen verstoßenden Arbeitsbelastungen gewachsen zu sein. Nur durch leistungssteigernde Mittel, so das Argument, können durchschnittlich begabte Menschen an bestimmten gesellschaftlichen Schichten teilnehmen. Da jedoch nicht alle über die finanziellen Mittel verfügen, um sich solche Mittel leisten zu können, sollte der Staat im Sinne der Chancengleichheit analog zur Bildung ein Recht auf ein staatlich gefördertes Enhancement gewähren. Dann würde Neuroenhancement einer größeren Zahl von Menschen eine optimale Erfüllung gesellschaftlicher Normen erlauben. Da dadurch gleichzeitig die Produktivkraft der Gesellschaft erhöht würde, habe nicht nur das Individuum, sondern auch die Gesellschaft ein Interesse daran. Im Sinne des Utilitarismus gilt es, die Interessen und damit das Wohlbefinden der größtmöglichen Zahl von Menschen zu fördern. Während für die Befürworter des Enhancements der Möglichkeitsspielraum und damit die Freiheit des Individuums, selbstgewählte Ziele zu verfolgen, wächst, argumentieren Gegner, dass das Gegenteil der Fall sei: Die Gefahr, von pharmakologischen Mitteln abhängig zu werden und sich immer mehr wirtschaftlichem und sozialem Druck zu unterwerfen, nimmt zu. Im Sinne Kants beinhaltet Freiheit nicht nur die Fähigkeit, eigenen Wünschen und Interessen zu folgen, sondern vor allem die Fähigkeit, zum eigenständigen ethischen Urteil. Wenden wir den Gedanken, dass der Mensch eine Einheit in der Vielfalt seiner Ausdrucksformen ist, auch auf das Bemühen um Neuroenhancement an: Auch in diesem Fall kann man bereits erkennen, dass Menschen, die über mehrere Jahre leistungssteigernde Substanzen einnehmen, in ihrer physischen und mentalen Leistungsfähigkeit plötzlich regelrecht zusammenbrechen. Hochleistungssportler, die sich über Jahre dopen, sind physisch nach dem Ende ihrer Karriere oft völlig verbraucht. Manager, die jahrelang im Wechsel Aufputsch- und

Schlafmittel einnehmen, entwickeln Suchterscheinungen. Bei Kindern, denen Ritalin verabreicht wird, um ihre schulischen Erfolge zu steigern, treten körperliche Entwicklungsstörungen auf.

3. Der Transhumanismus – die Vision von der Überwindung des Menschen

Am weitesten geht der Transhumanismus: Für ihn dreht es sich nicht darum, die physischen und psychischen Leistungsgrenzen auszunutzen; diese sollen mit Hilfe technischer Verfahren über das Menschenmögliche hinaus erweitert werden. Ziel ist die Selbst-Abschaffung des Menschen, indem die Evolution nach eigenen Kriterien technisch vorangetrieben und eine Art Übermensch kreiert wird. Der Transhumanismus unterstützt daher vor allem die Nano-, Biound Informationstechnologie sowie die Kognitionswissenschaft und die Entwicklung der künstlichen Intelligenz. Durch die enorme Beschleunigung des technologischen Fortschritts gehen viele Transhumanisten davon aus, dass sich der Mensch in den nächsten fünfzig Jahren über den menschlichen Stand hinaus entwickeln kann. Da es für sie kein gleichbleibendes Wesen des Menschen gibt, ist der Mensch regelrecht darauf angelegt, seine ihm durch evolutionäre Zufälle gesetzten Grenzen zu überschreiten. Indem die Evolution in Zukunft durch selbst gewählte Ziele gesteuert wird, wird die Freiheit, das eigene Leben selbst zu bestimmen, zunehmen. Die Züchtung des ‚Neuen Menschen‘ sollte freilich nicht in staatlicher Hand liegen, sondern den Wünschen von Eltern und Individuen entsprechen – soweit sie sozial verträglich sind. Man wolle, so der Anspruch, Technologien bereitstellen, die es jedem Menschen ermöglichen, seine Lebensqualität zu verbessern, indem er die Art zu leben, sein Aussehen, seine physischen und seelischen Möglichkeiten selbst bestimmen kann. Es sei ohne Zweifel für die meisten Menschen verlockend, wenn sie nie wieder eine Infektionskrankheit, Knochenbrüche oder Organversagen erleiden oder genetisch bedingte Behinderungen ertragen müssten und überdies ihre Gedächtnisfähigkeit, das Spektrum der sinnlichen Wahrnehmungsfähigkeit und ihre intellektuelle Kapazität je nach Bedarf erweitern könnten.

Transhumanisten gehen davon aus, dass die technische Machtfülle und das sie ermöglichende Wissen unbegrenzt erweiterbar sind, so dass schließlich die ganze Natur einschließlich ihrer kosmischen Dimension nach ihrem Bild modelliert werden kann. In diesem Sinne verstehen sie sich als ‚Herren des Universums‘. Mit diesem Projekt sehen sie sich in der Tradition des Renaissance-Humanismus, der Aufklärung, Bacons und vor allem Nietzsches. Mit dem Humanismus teilt er den Willen, das Wohl der Menschheit zu fördern; auf die Aufklärung beruft er sich in seinem Vertrauen in die Kraft des Verstandes; Bacon wiederum sah die Grundlage des humanitären Fortschritts in der Verbindung von Naturwissenschaft und Technik; Nietzsche schließlich ging davon aus, dass der Mensch nur die Brücke zum Übermenschen sei. Die Verbindung von Wissenschaft und Technik ermöglicht für den Transhumanismus die Überwindung der Armut, die Befreiung von Krankheiten, Behinderungen und Unterernährung. Es handelt sich regelrecht um eine Art kategorischen Imperativ, die Lebensqualität weltweit zu verbessern und die Chancengleichheit zu erhöhen, indem genetisch bedingte mentale und körperliche Nachteile technisch behoben werden.

Anthropologische Grundlage ist freilich ein cartesischer Dualismus: Der Körper gehört nicht zur persönlichen Identität, sondern ist nur das Mittel, um eine biographisch-individuelle Identität zu entwickeln. Es gilt daher, die physischen Mängel und Begrenzungen soweit wie möglich zu beseitigen, so dass das Körperbild immer mehr dem Selbstbild angepasst wird.

Alter und Tod lassen sich jedoch nur dann vollständig überwinden, wenn die Identität nur noch auf Prozessen der Informationsverarbeitung beruht und unabhängig von den natürlichen Lebensbedingungen ist. Die Verneinung der eigenen Leiblichkeit und der Natur ist daher die Voraussetzung für die Entstehung des ‚neuen Menschen‘.¹

Alle drei Technologien, die die Optimierung des Menschen anzielen, basieren auf einem materialistischen Reduktionismus. Der Mensch erscheint als ein Mängelwesen, dessen

Eigenschaften mit Hilfe der technisch-instrumentellen Vernunft planvoll verbessert werden können. Er ist keine leib-geistige Einheit, sondern gleicht einer in Einzelfunktionen zerlegbaren Maschine. Wie bei einem Automotor scheint es möglich zu sein, die Einstellung einer einzigen Schraube, etwa die Benzinzufuhr, zu verändern, um die Leistung des Motors zu erhöhen. Die physischen Funktionen sind vollständig physiologisch determiniert und als solche technisch steuerbar.

Methodische Voraussetzung ist ein cartesisches Wissenschaftsverständnis: Der Mensch sieht sich selbst in seinen körperlichen und mentalen Funktionen nur unter der Perspektive des außenstehenden Beobachters und damit als Objekt naturwissenschaftlich-technischer Interventionen. Außerdem ist das Menschenbild des neuzeitlichen Individualismus leitend, das die personale Identität unabhängig von den Beziehungen zu Anderen und der Dynamik der Natur begreift. Die Natur wiederum erscheint wie der menschliche Körper als eine Art Maschine, die kausal determiniert und damit grundsätzlich berechenbar ist. Der Mensch nimmt nicht an ihr teil, sondern steht ihr wie ein Ingenieur oder Techniker gegenüber, so dass er aufgrund eigener Konstruktionspläne in sie eingreifen kann.

Stammvater dieses ‚Willens zur Macht‘ und des Strebens nach dem Übermenschen sowie der Überzeugung, dass es keine allgemeinverbindlichen Werte gibt, ist Nietzsche. Der Wille zur Macht ist die Grundlage zur Verwirklichung von Autarkie, indem er den Menschen dazu befähigt, alle Ereignisse so zu deuten, dass sie zu seinem Leben passen.² Dann wirken sie nicht mehr als Einschränkung der eigenen Freiheit. Der freieste Mensch hat daher das größte Gefühl der Macht über sich. Der Übermensch ist, so schreibt Nietzsche in seinem Werk ‚Also sprach Zarathustra‘ (1883-85), ein Mensch, der über das gewöhnliche Leben in biologischer wie geistiger Hinsicht hinausgewachsen ist. Er ist der Schöpfer neuer Werte, die ihm nicht mehr durch einen Gott vorgegeben werden, sondern die er aus sich selbst erzeugt. Das Ziel der Menschheit liegt nach Nietzsche nicht im allgemeinen Wohlergehen der derzeit bestehenden Gattung, sondern in den ‚höchsten Exemplaren‘ der Gattung.³

Obwohl die wenigstens Menschen derzeit die Ziele des Transhumanismus teilen würden, bildet doch die Vorstellung, dass der Mensch, wie Sartre schrieb, ‚nichts anderes ist als wozu er sich macht‘⁴ für viele die Grundlage der Identität.⁵ Im Sinne des Utilitarismus wird alles, was geschieht, danach bewertet, ob es für die Durchsetzung des eigenen Entwurfs hilfreich ist. Die Umwelt ist entweder Hindernis oder Spiegel eines erfolgreich umgesetzten Lebensplanes. Es sei, so formuliert wiederum Sartre, ‚das Streben des Menschen, Gott zu sein.‘ Unter diesen Voraussetzungen kann die Erfahrung der Grenzen des Machbaren nur als Scheitern bewertet werden, als Selbstverlust und Ausdruck von Ohnmacht. Kein Wunder also, dass die Fähigkeit, Leid, Behinderung und Tod in das soziale Leben zu integrieren, gerade in modernen, wohlhabenden Gesellschaften alarmierend abnimmt. Der Wunsch von etwa 50% der bundesdeutschen Bevölkerung nach aktiver Sterbehilfe ist ein Indiz für das Bedürfnis, nicht nur den Lebensanfang, sondern auch das Lebensende zu kontrollieren. Auf diese Weise wird das derzeit dominierende Menschenbild, das die Identität und das Selbstwertgefühl auf die Identifikation mit den eigenen Interessen und Plänen stützt, zum Wegbereiter transhumanistischer Visionen. Anders als der Transhumanismus glaubt beruht die Identität gerade nicht auf der Überschreitung zu etwas, was den eigenen Horizont überschreitet, auf der Begegnung mit der Natur, mit anderen Menschen oder gar mit Gott. Stattdessen kreist der Mensch um seine eigenen endlichen Entwürfe. Mit Augustinus gesprochen ist er ein homo curvatus in seipso, ein Mensch, der in sich gefangen ist. Schon aus diesem Grund widerspricht das Menschenbild, das dem Wunsch nach einer Optimierung des Menschen zugrunde liegt, allen ernsthaften religiösen Vorstellungen – hinduistischen und buddhistischen ebenso wie christlichen.⁶

II Grenzen einer genetischen und neuronalen Reduktion: Selbstüberschreitung und Relationalität als Grundlage der Identität

Doch kann man Lebewesen, Menschen eingeschlossen, überhaupt als voneinander abgrenzbare Entitäten betrachten? Biologisch werden Lebewesen als offene Systeme bestimmt, als Funktionsganzheiten, die mit der Umwelt durch den Stoffwechsel in einem ständigen Austausch stehen, um sich zu erhalten. Doch Lebewesen sind auch mit Innerlichkeit begabte Organismen, die ihre Bedürfnisse und das, was in ihrer Umwelt geschieht, mehr oder weniger deutlich wahrnehmen. Auch aufgrund ihrer Subjektivität überschreiten sie sich zu ihrer Umwelt. Alle Lebewesen sind daher durch eine Abgrenzung von und eine Beziehung zur Umwelt bestimmt. Sie müssen sich selbst überschreiten, um sich zu erhalten und zu entwickeln. „Mit der Transzendenz des Lebens“, so formuliert der Philosoph Hans Jonas, „meinen wir, daß es einen Horizont jenseits seiner punktuellen Identität unterhält.“⁷ Doch indem Lebewesen ihr Lebensumfeld zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse nutzen, verändern sie unweigerlich ihre eigenen Lebensbedingungen durch ihren Metabolismus, ihre Präferenzen und ihr Verhalten. Schon aufgrund des zweiten Hauptsatzes der Thermodynamik leben alle Kreaturen zu Lasten ihrer Umwelt. Anders als für leblose Körper sind die Relationen, die sie mit der Umwelt verbinden, daher nicht unbewegt und starr, sondern beruhen auf einem unablässigen Austausch von Stoffen, Informationen, Gefühlen und Ideen. Die Relationen zur Umwelt werden durch die Eigenaktivität der Lebewesen aufrecht erhalten. Verschwinden diese, lösen sich auch jene auf. Dadurch stehen Lebewesen der Umwelt nicht wie außenstehende Akteure gegenüber, sondern sind ein integraler Teil von ihr. Sie wäre anders ohne sie, und sie könnten außerhalb einer konkreten Umwelt gar nicht existieren.⁸ Die Umwelt beruht daher nicht auf einer Ansammlung voneinander unabhängiger Entitäten, sie ist kein ‚Zeugzusammenhang‘ für den menschlichen Gebrauch. Sie wird aus einer hochgradig strukturierten Interaktion einer Vielzahl anorganischer Stoffe und Lebewesen gebildet. Aus diesem Grund entfalten sich auch viele Eigenschaften nur aufgrund der Interaktion mit einer bestimmten Umwelt. Unter isolierten Laborbedingungen genetisch veränderte Pflanzen zeigen deshalb unter Freilandbedingungen oft andere Eigenschaften (z.B. in der Farbe).

In der Biosphäre haben sich durch die dynamische Interaktion aller Komponenten im Laufe der Jahrtausende immer wieder neue Gleichgewichtszustände eingependelt. Deshalb kann man die Natur nicht mehr im Bild einer Maschine interpretieren, die aus voneinander unabhängigen Teilen konstruiert wird und deren struktureller Aufbau unveränderlich ist. Die Natur ist kein gleich bleibendes Gegenüber des Erkennens und Handelns; sie ist ein Prozess, in dem durch strukturelle Veränderungen immer wieder Neues entsteht. Die Vision der Transhumanisten, der Mensch könne letztlich wie ein einer Maschine gegenüberstehender Ingenieur die Natur vollständig kontrollieren, scheidet daher nicht nur an der Komplexität der Interaktionen. Als Handelnder befindet sich der Mensch inmitten der Natur, so dass er nie alle Wirkungen berechnen kann. Außerdem handelt es sich bei dem Wunsch, die Natur an menschliche Ziele anzupassen, um eine extreme Anthropozentrik: Allen anderen Kreaturen wird jeglicher Eigenwert und das Recht auf eine artgemäße Lebensweise abgesprochen – eine Einstellung, die nicht nur mit der christlichen Tradition, sondern auch mit patho- und biozentrischen Ethiken unvereinbar ist.

Auch die menschliche Identität gründet nicht, wie Descartes dachte, nur im Denken. Auch Menschen sind Lebewesen und durch ihre Leiblichkeit ein Teil der Biosphäre. Obwohl sie durch technische Erfindungen eine viel größere Unabhängigkeit von den Umweltbedingungen haben als alle anderen Lebewesen, geben diese den Lebensrahmen vor. Schon um zu überleben muss daher die Eigendynamik der Natur berücksichtigt werden, die dadurch zu einem Korrektiv für menschliche Interessen wird. Die Lebensqualität hängt von der oft völlig unscheinbaren Aktivität einer Vielzahl anderer Lebewesen ab, die den Sauerstoff erzeugen, den wir atmen, das Kohlendioxid aufnehmen, das wir abgeben, unsere Abfälle zersetzen, als Nahrung dienen, die Fruchtbarkeit der Böden erhalten und uns mit Holz und Papier versorgen. Alle Eingriffe in die Biosphäre wirken daher wieder auf ihren Verursacher zurück und verändern die Bedingungen, unter

denen er in Zukunft leben wird. Als leibgebundenes Wesen kann der Mensch nicht aus der Biosphäre heraustreten, um sie wie ein Werkzeug, das man jederzeit beiseitelegen kann, zur Befriedigung seiner Interessen zu benutzen. Und schließlich können auch zwischenmenschliche Beziehungen nicht durch die Beziehung zu Dingen, Systemen und Funktionen ersetzt werden. Die psycho-physische Entwicklung vollzieht sich von Anfang an nur durch die Beziehung zu anderen Personen. Das erste, was das Kind im Mutterleib spürt, ist „der Leib eines Anderen“⁹ mit seinen Gefühlen und seinem Verhalten. Doch erst wenn ein Kind im Alter von ein bis zwei Jahren beginnt, sich bewusst als unterschieden zu begreifen, ist mit der ‚Urdistanz‘¹⁰ auch die Voraussetzung für bewusste Begegnungen entstanden.

In Übereinstimmung mit philosophisch-anthropologischen Argumenten ist inzwischen auch durch empirische Studien gut dokumentiert, dass für die Entwicklung von Kindern interpersonale Beziehungen unverzichtbar sind. „Kinder ohne feste, pflegende Bezugsperson in den ersten Lebensmonaten“, so der Psychosomatiker Joachim Bauer, „zeigten Auffälligkeiten in der Hirnstromkurve (EEG), wobei eine Messgröße betroffen war, die sich auf die synaptischen Verschaltungen bezieht und auf Veränderungen in neuronalen Netzwerken schließen lässt.“¹¹ Den Defiziten in der neuronalen Verschaltung entsprechen die der psychischen Entwicklung, so dass Bauer folgert: „Nicht nur unser seelisches Empfinden, sondern auch die Neurobiologie unseres Gehirns [ist] ein auf zwischenmenschliche Bindungen eingestelltes und von Bindungen abhängiges System.“¹² Ohne Zuwendung und ein gewisses Maß an Achtung gehen Kinder nicht nur psychisch, sondern auch physisch zugrunde. Von ihrer körperlichen wie geistigen Verfasstheit sind Menschen daher auf interpersonale Beziehungen und damit auch in diesem Sinne auf Selbstüberschreitung angelegt. Dass es den Anderen gibt, weiß man nicht erst durch einen Analogieschluss von sich auf andere, in äußerlicher Hinsicht ähnlich aussehende Wesen. Es ist genau umgekehrt:

Schon von sich selbst weiß man nur aufgrund der Beziehung zu ihnen. In ihrer Unterschiedenheit sind Ich und Du von Anfang an aufeinander bezogen.¹³ Nicht Objektivierung des Gegenübers, sondern Selbsttranszendenz in Verbindung mit Partizipation ist die Grundlage von Leben.

„Anthropologie“, so formuliert Viktor von Weizsäcker, muß daher „zuerst eine Ordnungslehre der Gemeinschaft sein.“¹⁴ Hat man daher das menschliche Wohl und die es ermöglichenden Formen der Selbstüberschreitung zur Natur und den Mitmenschen im Blick, greift die Orientierung an naturwissenschaftlich-technischen Modellen zu kurz. Sie können nur eine begrenzte, unterstützende, aber keine richtungweisende Funktion haben. Sie müssen sich ihrerseits in eine umfassende Sicht des Menschen und der Natur integrieren. Welche Technologien entwickelt werden, wird zudem durch kulturell und historisch bedingte Ziele entschieden. Doch so berechtigt das Anliegen ist, mit Hilfe von Technologien Leid zu minimieren und materielles Wohlergehen zu ermöglichen, so ermöglicht es noch kein sinnerfülltes Leben.¹⁵ Aber was ermöglicht eigentlich Sinn?

III Streben nach ethisch-religiöser Integrität statt nach technischer Perfektion

Mit dieser Frage kommen wir zum dritten Teil des Vortrags: Ungeachtet von dem ethischen Problem, ob auch andere Kreaturen einen Eigenwert haben, stellt sich die Frage, ob eine Einstellung, die auf dem Streben nach Macht und Selbstbehauptung beruht, zu einem sinnerfüllten Leben führen kann, oder ob sie nicht letztlich Ausdruck eines abgrundtiefen Nihilismus ist oder unweigerlich in ihn mündet.¹⁶ Sind Grenzerfahrungen, die durch Leid, Schuld, Kampf und Tod ausgelöst werden und die bisher zur *conditio humana*, zur menschlichen Grundkonstitution, gehörten, tatsächlich nur Hindernisse auf dem Weg zu immer größerer Freiheit, oder beinhalten sie die Chance, zu einer ganz anders gearteten Form der Selbstwerdung? Ist Selbstüberschreitung im Sinne wachsender Machtfüll, die die Transhumanisten als entscheidendes Merkmal des Menschen ansehen, tatsächlich auf die innerweltliche Dimension beschränkt und überdies an technische Mittel gebunden – oder gibt es auch eine Offenheit zu einem transzendenten Sein, das Raum und Zeit

überschreitet und das traditionell als *summum bonum* oder Gott bezeichnet wurde? Solange ein Mensch Erfolg hat, sich behaupten und durchsetzen kann, wird die Umwelt zum Spiegelbild seiner Entwürfe. Dadurch verweist sie letztlich auf nichts anderes als den Menschen selbst in seiner Endlichkeit. Trotz immer wieder neuer Anreize und wechselnder Ziele kreist er letztlich nur um sich. Der Lebenshorizont wird begrenzt durch die eigenen Vorstellungen, Wünsche, Ziele und Bilder. In gewisser Weise wird er, so hatten wir oben bereits gesagt, zum Gefangenen seiner selbst. Die durch die moderne Technik und soziale Absicherungen erreichte Bequemlichkeit führt gerade nicht zu einer Vertiefung des Lebens, sondern zu dessen Banalisierung, wie Alfred Döblin in seinem autobiographischen Werk ‚Schicksalsreise‘, das die Flucht vor den Nationalsozialisten schildert, schreibt: „Wer in seinem Alltagstrott hintreibt, wird nichts oder nur Plattes, Banales erfahren. Seine Ohren bleiben auf das Alltägliche eingestellt und nehmen nichts anderes wahr. Aus dem Alltagstrott muß man herausgeworfen werden, darum gingen Asketen in die Wüste, und Mönche schließen sich in Klosterzellen ein und fasten. Was ist der tägliche Komfort, der unser Leben leicht macht, was bedeutet er, was ist seine Rolle? Man sollte glauben, er begünstigt Besinnung und Vertiefung. Aber er führt faktisch nur ins Spielerische und zur Aesthetik.“¹⁷ Erst wenn die weltgestaltenden Entwürfe zerbrechen, wenn sie durch Krankheit, Unfall oder Unrecht scheitern, wird man aus den sozialen Bezügen und seinen eigenen Vorstellungen herausgerissen und in schmerzhafter Weise auf sich zurückgeworfen. In Grenzsituationen wird das gewohnte Planen, Berechnen, die Suche nach Strategien der Problembewältigung und die Orientierung an eingespielten sozialen Regeln unmöglich. Die Situation erscheint als unlösbar, die eigenen Kräfte sind physisch oder psychisch überfordert. Jeder Ausblick auf eine mögliche Zukunft ist verwehrt. Man kann nicht mehr zurück, - man kann aber auch nicht erkennen, wie es weitergehen könnte. Grenzerfahrungen erscheinen, so betont Jaspers, wie eine undurchdringliche Wand, durch die man nicht erkennen kann, wie und ob es überhaupt weitergeht. Man kann ihnen nicht ausweichen, man muss sich ihnen stellen, ohne jedoch einen Ausweg erkennen zu können. An eine Grenze zu stoßen bedeutet, es gibt etwas jenseits dieser Grenze - aber es ist für mich unzugänglich. Durch Grenzerfahrungen erfährt man daher in radikaler Form seine eigene Endlichkeit.¹⁸ Doch die unerbittliche Konfrontation mit sich selbst sollte gerade nicht zu Selbstzerstörung, Depression, Verzweiflung, blinder Aggression oder gar Selbstmord führen. Erst wenn man die Unabänderlichkeit von Schmerz und Leid als Bestandteile des Lebens akzeptiert, kann die Erfahrung von Ohnmacht und Nichtigkeit, so betonen Karl Jaspers, William James und Simone Weil einhellig, in ihr Gegenteil umschlagen: Erst indem das gewohnte Planen, Berechnen, das Sich-Behaupten, Funktionieren und Sich-Orientieren an sozialen und wissenschaftlich-technischen Kriterien zerbricht, entsteht der Freiraum für ein davon unabhängiges Identitätsbewusstsein: „Auf Grenzsituationen“, so Jaspers, „reagieren wir daher sinnvoll nicht durch Plan und Berechnung, um sie zu überwinden, sondern durch eine ganz andere Aktivität, das Werden der in uns möglichen Existenz; wir werden wir selbst, indem wir in die Grenzsituationen offenen Auges eintreten. In der Hilflosigkeit des Daseins ist es der Aufschwung des Seins in mir. Die Grenze tritt in ihre eigentliche Funktion, noch immanent zu sein und schon auf Transzendenz zu verweisen. Nach diesem Sprung ist mein Leben für mich ein anderes. Ich sage ‘ich selbst’ in einem neuen Sinn. Ich werde mir meiner selbst als durch mich geboren bewußt.“¹⁹ Die Erfahrung, dass man auch losgelöst von Macht, Erfolg und sozialer Anerkennung und damit von historisch veränderlichen Bindungen existiert, kann zu einer sprunghaften Verlagerung des Lebensmittelpunktes führen. Es handelt sich, so Jaspers, um eine Art Neugeburt, um, wie James sagt, eine zweite Geburt. Kein Verlust, sondern eine Steigerung von innerer Autonomie und Lebensintensität sind die Folge. Fortan ist ein Mensch in sich selbst zentriert. In allen Fasern seiner Existenz erlebt er sich als einzigartiges, unersetzbares Individuum. Er begreift, dass er für sich einstehen muss und für das was man denkt, will und tut verantwortlich ist. Erst jetzt ist die innere Freiheit für ein im buchstäblichen Sinne selbst-bestimmtes Leben vorhanden. Indem ein Mensch seine Endlichkeit als die Kehrseite seiner weltgestaltenden, schöpferischen Aktivität begreift, gewinnt er eine neue Form von Ganzheit. Um sich zu erkennen, muss man daher auch seine Grenzen erfahren.

[In ausgezeichneter Weise stoßen Menschen in der Auseinandersetzung mit dem Anfang und Ende des Lebens an eine unübersteigbare Grenze. Während Tiere nur ahnen, wenn sie sterben müssen, wissen Menschen um ihre Sterblichkeit; und nur für sie erscheint auch der Anfang des Lebens als ein mit wissenschaftlichen Methoden nicht mehr vollständig aufzuklärender Neubeginn. Weder den absoluten Beginn noch das vollständige Verlöschen des eigenen Bewusstseins kann man sich wirklich vorstellen, denn dazu muss man sein. Als Grenze der Lebenszeit erzeugen Geburt und Tod daher eine unüberwindliche Diskontinuität. Zur Grenzerfahrung wird der Tod freilich nur, wenn keine sinnlichen Bilder ein Jenseits verlockend oder drohend ausmalen. Denn auch diese Bilder entstammen noch dem eigenen, endlichen Geist. Sie sind eine bloße Verlängerungen der uns bekannten Lebensweise und verstellen die Öffnung zu etwas, was sie überschreitet. Nur in einem aus der Kontinuität des leibgebundenen Daseins und der eigenen Biographie unableitbaren Sprung, so betont Jaspers, ‚sieht ein Mensch das Nichts und ist sich doch seines Seins gewiss‘.²⁰ Im Angesicht des eigenen Todes erfährt er sich als noch in der Zeit zugleich schon in Zeitlosigkeit gegründet.]

Eine empirische Grundlage erhalten die philosophischen Überlegungen durch die Debatte um Nahtoderlebnisses, von denen eine statistisch nicht zu vernachlässigende Zahl von Menschen unabhängig von ihrer konfessionellen Zugehörigkeit berichtet. Obwohl die Erfahrungen sehr unterschiedlich sind, gibt es einen Kernbestand von Merkmalen, die sehr häufig vorkommen.²¹ Ungeachtet der Deutung dieser Erfahrungen hat sich bei fast allen schlagartig eine ethische Neuorientierung vollzogen. Sie ist anders als bei durch Drogen oder Medikamente induzierten Verhaltensänderungen, dauerhaft: Während Statussymbole, Geld und Macht ihre Bedeutung verlieren und das normale Leben mit seiner Geschäftigkeit und seinen Vergnügungen als flach und seicht erscheint, treten ethische Werte und die Beziehungen zu anderen Menschen in den Mittelpunkt. Fast scheint es, als ob sich das gesamte psychische System neu organisiert habe. Da sich die Menschen innerlich freier vom Druck sozialer Erwartungen fühlen, sind sie besser in der Lage, Belastungen und Konflikte auszuhalten. Ein Ausdruck der wachsenden psychischen Integration ist es, dass Denken, Sprechen und Handeln besser übereinstimmen. Die Probleme dieser Menschen erinnern in auffälliger Weise an die Situation desjenigen, der in Platons ‚Höhleleichnis‘ wieder in die Höhle zurückkehren und an den Schattenspielen teilnehmen muss, diese jedoch, anders als die anderen Höhlenbewohner, durchschaut.

Die Erfahrung in sich zentriert zu sein, mündet nicht in eine neue, noch stärkere Form der Selbstbezogenheit. Sie ist nur der erste Schritt, durch den ein Mensch sich für etwas öffnet, das ihn transzendiert. Grenzerfahrungen zerstören die Bilder, die man von sich und der Welt hat. Mit ihnen wird, so lehrte bereits die Negative Theologie in Antike und Mittelalter, alles vernichtet, was Menschen daran hindert, ein Sein jenseits seiner endlichen Vorstellungen wahrzunehmen. In dem Moment, in dem die Bezüge zur Außenwelt zerbrechen, schwebt ein Mensch gleichsam über dem Abgrund des Nichts und ist in der Gefahr, zu zerbrechen. Doch erst in diesem Augenblick kann sich die Einsicht einstellen, dass das eigene Selbst, obwohl nicht in sich gegründet, dennoch nicht grundlos ist. Nur wenn der menschliche Geist frei ist von allen Gedanken und Bildern, wenn er leer und still geworden ist, so bezeugen die mystischen Traditionen aller Religionen seit vielen Jahrhunderten, kann er die Gegenwart des Göttlichen in sich selbst erfassen. Auf diese Weise führen Grenzerfahrungen den Menschen über die Selbstbezogenheit hinaus und öffnen ihn für etwas ihm Übersteigendes und Tragendes.²² Damit sich die Leere, die das Leid erzeugt hat, füllen kann, bedarf es der Ausrichtung auf eine die endlichen Beziehungen übersteigende Art von Verbundenheit. Sie kann freilich allein aus eigener Kraft nicht realisiert werden. Wie bei jeder Begegnung²³ koinzidieren auch in diesem Fall Aktivität und Passivität. Die Sammlung der Aufmerksamkeit ist die Voraussetzung für das Vernehmen des göttlichen Wortes, das die Schöpfung durchdringt und sie in ihrem Sein erhält.²⁴ Indem sich ein Mensch auf etwas hin überschreitet, das er nicht ist, gewinnt er Anteil an etwas, das unverfügbar ist und ihn gerade dadurch tragen kann: dem göttlichen Sein. Nicht Objektivierung, sondern Partizipation ist die Grundlage der Beziehung zur Transzendenz. Der Mensch ist nun nicht mehr der ‚homo curvatus in

seipso', der auf sich selbst zurückgebeugte Mensch, der nur um seine Interessen und Bedürfnisse kreist und der deshalb für den Kirchenlehrer Augustinus der sündige Mensch war, der sich von der Teilhabe am Sein absondert. Die Welt wird nun nicht mehr um das eigene Ich zentriert; dieses ist nur noch der unhintergehbare Ausgangspunkt für die Erschließung der Wirklichkeit in ihrer ganzen Fülle. Dieser Zusammenfall gegensätzlicher Momente, diese coincidentia oppositorum, kann sich in jeder Grenzsituation wiederholen. Dadurch entsteht ein Prozess der Vertiefung der eigenen Existenz, der während des ganzen Lebens fort dauert. Die Ganzheit des eigenen Seins kann nur im Durchleben der unaufhebbaren Spannung zwischen Endlichem und Unendlichem erworben werden. [Die Menschen, davon sind die religiösen, insbesondere die mystischen Traditionen aller Hochreligionen überzeugt, haben die Möglichkeiten des menschlichen Geistes noch nicht ausgeschöpft. Unter dieser Perspektive ist nicht mehr die Selbsterhaltung, sondern die Selbstüberschreitung in ein anderes Sein entscheidend. Diese Entwicklung ist weder ein sich automatisch vollziehender Prozess, noch ist er machbar.] Das transzendente Sein ist gerade kein Objekt, über das man verfügen kann. Man kann sich ihm nur öffnen. Es fordert die Bereitschaft, etwas zu empfangen. In diesem Kontext erscheint das Leben als eine Gabe, die einen Wert in sich hat, so dass man es nicht vergeuden oder verspielen oder Experimenten aussetzen darf. Werte sind damit nicht mehr nur kulturrelativ, sondern haben ein ontologisches Fundament: die Beziehung zu einem transzendenten Sein.

Wie Wissenschaft, Technik und Kunst, so betont Ernst Cassirer, beruht auch die religiöse Erfahrung auf einer charakteristischen inneren Einstellung. Mit Kant gesprochen kann man sagen, dass die Bedingungen der Möglichkeit der religiösen Erfahrung andere sind als die der wissenschaftlich-technischen. Als Grund des eigenen Seins lässt sich Gott nicht wie ein dem Erkennenden gegenüberstehendes Objekt erfassen, so dass er für die empirischwissenschaftliche Form der Erkenntnis unzugänglich bleiben muss. Schon im zwischenmenschlichen Bereich setzt die Fähigkeit zu hören die Fähigkeit zu schweigen voraus. In analogem Sinne kann auch das Wort Gottes erst vernommen werden, wenn die rastlose Flut der Gedanken abebbt.²⁵

Will man Grenzerfahrungen nicht nur der Härte von Schicksalsschlägen und zufälligen Ereignissen überlassen, muss man sie einüben. Zum ersten Mal entwickelte die stoische Philosophie systematische Übungen für den Umgang mit der Endlichkeit. Man müsse, so lehrte der Philosophen-Kaiser Marc Aurel, 'die gegenwärtige Zeit begrenzen', um den Druck der Vergangenheit und die Angst vor der Zukunft zu überwinden. Als die wirksamste Übung, um die Konzentration auf die Gegenwart zu erreichen, galt die 'praemeditatio malorum', das 'Nachdenken über das größtmögliche Übel', den Tod. Indem die Aufmerksamkeit sich auf das sammelt, was nur in diesem Augenblick getan werden kann, scheiden sich Wesentliches und Unwesentliches voneinander. Präsenz stellt sich ein, reine Aufmerksamkeit für die Gegenwart. In diesem Sinne wird auch für die französische Philosophin Simone Weil die Sammlung der Aufmerksamkeit in Schule und Studium, Freundschaft und Zwischenmenschlichkeit, in der Politik und vor allem im Gebet zu einem Weg zu wachsender Klarheit und Bewusstheit. In seltenen Momenten kann der Mensch, davon ist Weil überzeugt, für ein Nu dem Gesetz der Notwendigkeit entrinnen und wird einer übersinnlichen Erkenntnis, der 'connaissance surnaturelle' teilhaftig.²⁶

IV Resümee

Die Menschen, so kann man zusammenfassend sagen, werden ihren Möglichkeiten nicht gerecht, solange sie ihre Identität nur auf Selbstbehauptung und die Identifikation mit Interessen und die technische Lösung von Problemen stützen. Die technischen Möglichkeiten erhalten ihre eigentümliche Bedeutung erst, wenn das menschliche Leben insgesamt in einen Sinnhorizont eingebettet ist, der die Partizipation an der Natur, den Mitmenschen und

einem transzendenten Sein beinhaltet. Dann ist die Technik nicht mehr Selbstzweck, sondern wird zu einem begrenzten Mittel der Lebensgestaltung.

¹ Ein Rückkoppelungsprozess entsteht, der auch das menschliche Selbstverständnis sukzessive verändert: Die natürlichen Bedingungen erscheinen immer mehr als Zwang, den es im Namen einer immer weiter reichenden Selbstbestimmung zu beseitigen gilt. Die Unwägbarkeiten, die mit dem Akt der Zeugung verbunden sind, werden durch Präimplantationsdiagnostik minimiert; die Schönheitschirurgie tilgt die Spuren des natürlichen Alterungsprozesses; durch aktive Sterbehilfe soll ein selbstbestimmtes Lebensende möglich werden.

Programmatisch verkünden Vertreter des Transhumanismus, dass man in ferner Zukunft in der Lage sein werde, vollkommen künstliche Umwelten zu schaffen, die von der Einbettung in die Unwägbarkeiten der Natur befreie.

Dann wäre das Leben, wie Sartre postulierte, vollständig ein Entwurf des Menschen. Als ‚Herr des Universums‘ würde er die Welt nach seinem Bilde konstruieren. Ein Wesen, das sich völlig von seinen biologischen Grundlagen und damit auch von seiner evolutionären Vorgeschichte gelöst hätte, wäre freilich kein Mensch mehr.

² Ein starker Geist interpretiert die Welt auf sich zu und verleibt sie sich somit ein. Als größte Herausforderung erweist sich in diesem Zusammenhang die Erfahrung des Schrecklichen, denn das erlebte Schreckliche in die eigene Interpretation des Lebens zu integrieren, fällt am schwersten. Im Aushalten des Schrecklichen und Grausamen des Lebens erweist sich jedoch die Fähigkeit zur „tragischen Größe“. Dies entspricht einem Akzeptieren des Schicksals. Nietzsche fordert jedoch noch einen weiteren Schritt: Man soll das Schicksal wollen. Erst damit schließt sich der Kreis, da man es dann nicht als nur auferlegtes passiv akzeptiert, sondern durch den Akt des Wollens förderlich in die Interpretation des eigenen Lebens integriert. ‚Wollen befreit: das ist die wahre Lehre von Wille und Freiheit.‘

³ In ‚Ecce homo‘ (1888) schrieb Nietzsche: „Das Wort ‚Übermensch‘ zur Bezeichnung eines Typus höchster Wohlgeratenheit, im Gegensatz zu ‚modernen‘ Menschen, zu ‚guten‘ Menschen, zu Christen und andren Nihilisten – ein Wort, das im Munde eines Zarathustra, des Vernichters der Moral, ein sehr nachdenkliches Wort wird – ist fast überall mit voller Unschuld im Sinn derjenigen Werte verstanden worden, deren Gegensatz in der Figur Zarathustras zur Erscheinung gebracht worden ist: will sagen als ‚idealistischer‘ Typus einer höheren Art Mensch, halb ‚Heiliger‘, halb ‚Genie‘.“

⁴ Das moderne Lebensgefühl beruht auf der Vorstellung, dass man das Leben planen und die Identität durch die Identifikation mit dem eigenen Entwurf, mit Interessen und Zielen begründen kann. Vgl. J.P.Sartre: Drei Essays, Frankfurt/M./ Berlin/ Wien 1977, 11. - „In den siebziger Jahren“, so eine zeitgenössische Diagnose, „hieß das Ziel des Menschen Selbstbestimmung, in den achtziger Selbstbehauptung, in den neunziger Jahren Selbstdurchsetzung.“ (Willi Oelmüller: Negative Theologie heute. Die Lage der Menschen vor Gott, München 1999, 90).

⁵ M.Quante: Personales Leben und menschlicher Tod. Personale Identität als Prinzip biomedizinischer Ethik, Frankfurt/M. 2002, insb. 193.

⁶ Wenn sich Genetiker oder Transhumanisten überhaupt als religiös verstehen, dann nur im Sinne eines Deismus: Gott partizipiert nicht als lebendiger Geist an der Welt; er ist weder dem Menschen noch der Natur immanent, sondern thront als extramundaner Beobachter außerhalb von ihr.

⁷ H. Jonas: Philosophische Untersuchungen und metaphysische Vermutungen, Frankfurt/M./ Leipzig 1992, 27.

⁸ Zur Kritik an der Objektivierung des Menschen in der Medizin vgl. Viktor von Weizsäcker: (in: K.-M.Meyer-Abich (Hg.): Vom Baum der Erkenntnis zum Baum des Lebens. Ganzheitliches Denken der Natur in Wissenschaft und Wirtschaft, München 1997, 141): „Wir erkennen jetzt, daß die naturwissenschaftlichen Daten alle richtig sein, d.h. in Berührung mit der Realität gewonnen sein können, und daß das naturwissenschaftliche Bild des Menschen doch falsch ist.“ Kinder lernen etwa gleichzeitig laufen und sprechen, ein Indiz dafür, dass sich die menschliche Wahrnehmung der natürlichen Mitwelt ineins mit der Bewegung in ihr bildet.

⁹ M. Merleau-Ponty: Phänomenologie der Wahrnehmung, Berlin 1966, 400.

¹⁰ M. Buber: Urdistanz und Beziehung, Heidelberg 1951.

¹¹ J. Bauer: Das Gedächtnis des Körpers. Wie Beziehungen und Lebensstile unsere Gene steuern, München, Zürich 2005, 70.

¹² J. Bauer: Das Gedächtnis, op.cit. 71.

¹³ Vgl. auch: R.Kather: Person. Die Begründung menschlicher Identität, Darmstadt 2007. - Relationalität meint in diesem Kontext keine bloß äußerliche Bezogenheit, die zwei in sich gegründete Substanzen nur akzidentell zueinander in Beziehung setzt. Sie ist Ausdruck einer inneren Spontaneität, durch die ein Individuum zu anderen in Beziehung tritt. Obwohl die Fähigkeit zur Eigeninitiative nicht kausal aus der

Beziehung zu anderen ableitbar ist, ist sie auf sie angewiesen, um sich auszudrücken. Lebendigkeit, so argumentierte noch Leibniz, zeigt sich in der Fähigkeit, sich aus sich heraus gemäß eigener Ziele und nicht nur unter dem Einfluss äußerer Kräfte, zu bewegen. Identität entwickelt sich daher nicht primär aus der Behauptung gegen andere; die Möglichkeit, zu ihnen in einen Gegensatz zu treten, ist nur eine begrenzte Form der Beziehung, nicht jedoch die grundlegende.

¹⁴Vgl. V.v. Weizsäcker, in K.-M. Meyer-Abich: (Hg.): Vom Baum der Erkenntnis, op.cit. 142 – 146.

¹⁵Zum einen entscheiden erst kulturell vermittelte Ziele wie Mobilität, Bequemlichkeit, Luxus, Effizienz, globale Vernetzung oder Komplexitätsreduktion, Einfachheit, Respekt vor anderen Lebewesen, sinnliches Wohlbefinden oder ästhetischer Ausdruck, welche Technologien entwickelt werden, so dass die Definition von Technik als angewandter Naturwissenschaft zu kurz greift. ‚Technology‘, so heißt es in der ‚Encyclopedia of Science and Religion‘, ‚understood as practical implementation of intelligence, is a matter of know-how expressing values.‘ Menschen können sich dafür entscheiden, Nahrung mit traditionellen Methoden zu erzeugen, um die Artenvielfalt zu schützen; oder sie können genetisch veränderte Pflanzen und Tiere, chemische Düngemittel und Pestizide verwenden und riesige Monokulturen anlegen, die zu einer Artenreduktion führen. Obwohl genetische Variation ein natürlicher Prozess ist, unterscheidet sich die genetische Manipulation von Pflanzen und Tieren zumindest in einer Hinsicht davon: Einzelne Eigenschaften werden aufgrund menschlicher Ziele ausgewählt und in großer Menge in kurzer Zeit in ein Ökosystem eingeführt. Die anderen Arten haben keine Zeit, sich in einem Prozess der Ko-Evolution an die neuen Mitglieder anzupassen. Dadurch kann, ähnlich wie durch invasive Arten, das Gleichgewicht eines Ökosystems empfindlich gestört werden und seine Fähigkeit zur Regeneration verlorengehen. Die genetische Verwandtschaft aller Lebewesen wirft außerdem die Frage auf, ob und wie man die Menschen selbst vor technischen Manipulationen schützen kann, die man bei Tieren und Pflanzen aus ökonomischen oder wissenschaftlichen Interessen bislang für selbstverständlich hält. Da durch eine rein naturgesetzliche Erklärung physischer Prozesse die Vorstellung, dass Lebewesen ein intrinsisches Ziel haben, verworfen wurde, gibt es keine prinzipiellen Grenzen für genetische Manipulationen, nichts, was als ‚widernatürlich‘ zu brandmarken wäre.

¹⁶ Vgl. R.Kather: Die Wiederentdeckung der Natur. Naturphilosophie im Zeichen der ökologischen Krise, Darmstadt 2012. - Mit der modernen Biologie wurden alle menschlichen Fähigkeiten rein funktional gedeutet. Leben wird definiert durch die bestmögliche Anpassung an die Umwelt. Damit aber zählt nur das Funktionieren. Viele Lebewesen können in Hinblick auf die Anpassung an die Umstände gleich perfekt sein, z.B. Läuse und Menschen. Da Menschen ihre Umwelt zunehmend selbst konstruieren, ist die Überzeugung nahe liegend, dass sie sich nun selbst in Hinblick auf die von ihnen entworfene Umwelt selbst optimieren. In dem Maße, wie der Darwinismus sich durchsetzte, ging die alte Vorstellung, dass Lebewesen eine Hierarchie des Geistes in Hinblick auf die Nähe und Ferne zu Gott bilden, dass es also eine Steigerung der ethisch-geistigen Fähigkeiten gibt, die auf ein Ziel, das summum bonum, ausgerichtet ist, verloren. Für die Transhumanisten gilt es dagegen als Freiheit, sich von diesen Bedingungen zu befreien. Geht man jedoch davon aus, dass es auch ein höchstes Sein gibt, unter welchen Voraussetzungen ist dann Selbstüberschreitung möglich?

¹⁷ A.Döblin: Schicksalsreise. Flucht und Exil 1940-1948, München 1986, 122-125; 144-146.

¹⁸„Situationen wie die, daß ich nicht ohne Kampf und ohne Leid leben kann, daß ich unvermeidlich Schuld auf mich nehme, daß ich sterben muß, nenne ich Grenzsituationen. Sie wandeln sich nicht; sie sind, auf unser Dasein bezogen, endgültig. Sie sind nicht überschaubar; in unserem Dasein sehen wir hinter ihnen nichts anderes mehr. Sie sind wie eine Wand, an die wir stoßen, an der wir scheitern. Sie sind durch uns nicht zu verändern, sondern nur zur Klarheit zu bringen, ohne sie aus einem Anderen zu erklären und ableiten zu können. Grenze drückt aus: Es gibt ein anderes, aber zugleich: dies andere ist nicht für das Bewußtsein.“ Karl Jaspers: Philosophie II: Existenzerhellung, Berlin/ Heidelberg/ New York 1973³, 203-207.

¹⁹K. Jaspers: Philosophie Bd.II: Existenzerhellung, op.cit. 204-207.

²⁰ K.Jaspers: Philosophie Bd.II: Existenzerhellung, op.cit.229.

²¹Vgl. H.: Berichte aus dem Jenseits. Mythos und Realität der Nahtod-Erfahrungen, Freiburg 1999. □ Ders. Mit Soeffner, H.-G. (Hg.): Todesnähe. Interdisziplinäre Zugänge zu einem außergewöhnlichen Phänomen, Konstanz 1999. – C. Zaleski: Nah-Todeserlebnisse und Jenseitsvisionen, Frankfurt/M./ Leipzig 1993.

²²In seiner Autobiographie mit dem bezeichnenden Titel ‚...trotzdem Ja zum Leben sagen. Ein Psychologe erlebt das Konzentrationslager‘, München 1979⁴, 105-110, beschreibt der Psychologe Victor Frankl die Wirkung von Leid aus seiner eigenen Erfahrung. Wie allen anderen Gefangenen im Konzentrationslager war auch ihm jede Möglichkeit zu einem selbst bestimmten Leben genommen. Tag für Tag kam er an die Grenzen dessen, was ein Mensch körperlich und seelisch überhaupt noch ertragen konnte. Viele zogen daraus den Schluss, dass der einzige Sinn, der im Ertragen des Leidens bestand, die Hoffnung auf das nackte Überleben sei. Für Frankl dagegen hat das Überleben nur dann einen Sinn, wenn das Leben als Ganzes sinnvoll ist. Dann aber muss auch das Leid, das zum Leben gehört, sinnvoll sein. Dieser Sinn kann freilich nicht mehr von menschlichen Zielen und Entwürfen abhängen. Im Gegenteil: Er ist der Grund für alle endlichen Sinnentwürfe. „Nicht nur schöpferisches und genießendes Leben hat einen Sinn, sondern: wenn Leben überhaupt einen Sinn hat, dann muß auch Leiden einen Sinn haben. Gehört doch das Leiden zum

Leben irgendwie dazu - genau so wie das Schicksal und das Sterben. Not und Tod machen das menschliche Dasein erst zu einem Ganzen. Während die Bekümmerung der meisten der Frage galt: Werden wir das Lager überleben? Denn, wenn nicht, dann hat dieses ganze Leiden keinen Sinn - lautete demgegenüber die Frage, die mich bedrängte, anders: Hat dieses ganze Leiden, dieses Sterben rund um uns, einen Sinn? Denn, wenn nicht, dann hätte es letztlich auch gar keinen Sinn, das Lager zu überleben. Denn ein Leben, dessen Sinn damit steht und fällt, daß man mit ihm davonkommt oder nicht, ein Leben also, dessen Sinn von Gnaden eines solchen Zufalls abhängt, solch ein Leben wäre nicht eigentlich wert, überhaupt gelebt zu werden. In der Art, wie ein Mensch sein unabwendbares Schicksal auf sich nimmt, mit diesem Schicksal all das Leiden, das es ihm auferlegt, darin eröffnet sich auch noch in den schwierigsten Situationen und noch bis zur letzten Minute des Lebens eine Fülle von Möglichkeiten, das Leben sinnvoll zu gestalten.“

²³Martin Buber: Ich und Du, in: Ders.: Das Dialogische Prinzip, Heidelberg 1979, 15.

²⁴„Die ganze Schöpfung ist nichts als sein (das Wort Gottes, R.K.) Erklingen. ... Die in der Liebe ausdauern, hören diesen Ton auf dem tiefsten Grunde ihrer Verlorenheit, wohin das Unglück sie hinabgestoßen.“

S.Weil: Die Gottesliebe und das Unglück, in: Dies.: Zeugnis für das Gute. Traktate, Briefe, Aufzeichnungen, (Hg.: F.Kemp), Olten/Freiburg 1979², 13-49, dort: 19.

²⁵S.Weil: Die Gottesliebe, op.cit. 48f; 19.

²⁶„Der Mensch entrinnt den Gesetzen dieser Welt nur für die Dauer eines Blitzstrahls. Augenblicke des Innehaltens, der Kontemplation, der reinen Intuition. ... Durch diese Augenblicke ist er des Übernatürlichen fähig.“S.Weil: Zeugnis für das Gute, op.cit. 171